

Ausstellungen

Hoch in den Himmel

Der Künstler als Revolutionär: An den russischen Avantgarde-Meister Wladimir Tatlin erinnert eine große Werkschau in Düsseldorf.

Er hat vom Fliegen geträumt, davon, sich wie Dädalus aus eigener Kraft in die Luft zu wuchten, flügel-schlagend, hoch hinaus. Ein Phantast, ein Visionär, einer der größten Vordenker der russischen Moderne war er, Wladimir Tatlin, noch dazu ein technisch begabter, der imstande war, einen Flugapparat zu bauen, den berühmten „Letatlin“.



Künstler Tatlin
Genie ohne Œuvre

Aber wie bei vielen Träumern schien auch bei Tatlin, 1885 in Moskau geboren, 1953 dort gestorben, nur wenig Handfestes überdauert zu haben. Zwei der drei „Letatlins“ wurden zerstört. Auch, was er sonst geschaffen hatte, galt als kaputt, verschollen, von kommunistischer Doktrin verdrängt. Die erste Tatlin-Ausstellung im Westen mußte vor 25 Jahren ganz und gar ohne Originale auskommen. Modelle und Reliefs wurden nachgebaut.

So gab es die Legende Tatlin. Aber nicht einmal ein richtiges Werkverzeichnis. Er war der bekannteste Unbekannte in der Avantgarde seines Landes. Das

Genie ohne Œuvre. Das ist jetzt anders. 350 Tatlins werden von Samstag an in Düsseldorf zu sehen sein, fast alle aus lange verschlossenen russischen Beständen, in der größten Schau, die ihm je gewidmet wurde*.

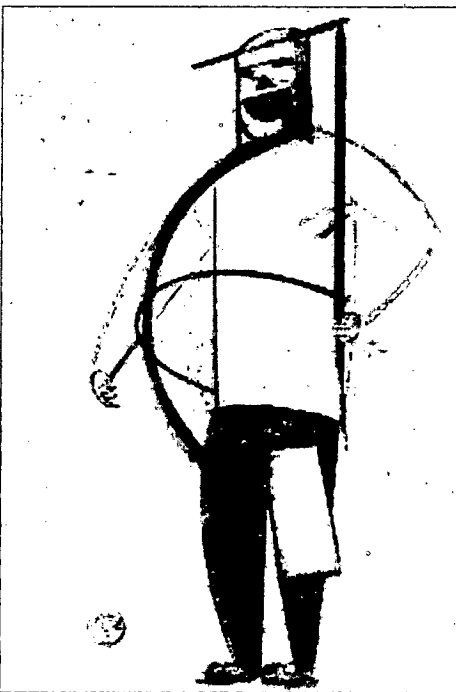
Noch immer sind einige Werke nur als Rekonstruktion zu sehen, ein Modell seines bekanntesten Werks etwa, des Turms für die III. Sozialistische Internationale. Insgesamt aber zählt das Verzeichnis, das nun erstmals erscheint, sein Werk unter mehr als 1300 Nummern auf.

Das ist ein großes Kunstwunder. Aber ist dieses Wunder, diese museale Perfektion so ganz im Sinne Tatlins?

Eine Welle von Ausstellungen hat in den vergangenen Jahren die russische Avantgarde in die Kunstwelt getragen. Ein absurder Vorgang: Genau in jenem Augenblick, da der vergreiste Kommunismus zusammenbrach, kam die junge Kunst des Kommunismus wieder zum Vorschein – eine Mahnung daran, wie viele Hoffnungen und Pläne in rund 70 Jahren vernichtet wurden.



Tatlin-Turm in Leningrad (1925): Verteidigt und verspottet



Tatlin-Theaterskizze (1923)
Schock für die Zeitgenossen

Nun wird diese Kunst museumsfein gemacht, so auch die Wladimir Tatlins. Und damit geht einher, daß sie ganz sanft aus ihrem geschichtlichen Raum herausgeschoben wird. Nur nicht zuviel Revolution. Nur nicht zu sehr daran erinnern, wie Tatlins Traum, Kunst und Leben zu verbinden, in Einklang stand mit seiner Zeit.

Bei fast allen Kunstgeschichtlern zeigt sich der Hang, die nun hochnotpeinlichen Verbindungen zum Kommunismus herunterzuspielen. Sie heben lieber hervor, daß Tatlin sich schon nach anderthalb Jahrzehnten an den Rand der Kulturszene abgedrängt fand. Und noch lieber fachsimpeln sie, wie im vor kurzem erschienenen Band zu einem internationalen Tatlin-Symposium nachzule-

* „Wladimir Tatlin 1885 – 1953“. Bis 21. November in der Städtischen Kunsthalle Düsseldorf; vom 10. Dezember bis 6. Februar 1994 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden; später in Moskau und St. Petersburg. Deutsch-russischer Katalog im DuMont Buchverlag; 416 Seiten; 39 (Buchhandelsausgabe 128) Mark.

sen, von rein künstlerischen Belangen*. Das alles ist verständlich. Aber damit wird Geschichte nicht aufgearbeitet, auch Kunstgeschichte nicht. Gerade nicht bei Tatlin, der sich nie nur in Ausstellungssalons verbannt sehen wollte.

Tatlin beginnt seine Laufbahn mit 19 Jahren, 1905, als Kunststudent. Da hat er schon einiges hinter sich, selbst einen Trip als Schiffsjunge, nachdem er mit 14 von zu Hause ausgerissen war. Er wird rasch einer der anerkanntesten Maler der Avantgarde. Im Frühjahr 1914 fährt er zu Picasso nach Paris und fleht ihn an, mit ihm arbeiten zu dürfen. Vergebens. Immerhin, der große Maler schenkt ihm angebrochene Farbtuben, die Tatlin als Andenken aufbewahrt.

In den kommenden zwei Jahrzehnten wird er kaum malen. Er erfindet. Er experimentiert. Er entfernt sich immer weiter von dem, was ein klassischer Künstler zu tun und zu lassen hat.

Designer wird er, Bühnenbildner, einer der besten, wie die Ausstellung belegt, auch Techniker, Möbelbauer: ein Gesamtkünstler mit einem Gesamtlebenskunstwerk.

Als erstes baut er Bilder aus Holz, Metall und Glas, Draht, Pappe, Tapetenfetzen und Seil. Materialakrobatik, wie sie kein anderer je gewagt hat, abstrakt und austariert. Alles läßt sich einbauen. Damit schocken Tatlins Bilder schon die Zeitgenossen. Aber dann holt er sie auch noch von den Wänden, hängt sie in den Raum, als Grenzgänger zwischen Fläche und Form.

Er arbeitet immer allein, in geheimniskrämerischer Manier, ein Außenseiter trotz aller Anerkennung. Er will es nicht anders. Aber bei seinem Opus magnum muß er Helfer heranziehen.

1919 erhält Tatlin den Auftrag, ein Denkmal der III. Internationale zu bauen. Er schlägt einen Spiralturm vor, der sich 400 Meter hoch schräg in den Himmel schrauben soll. Der wird nie gebaut. Der schiefe Turm von Moskau bleibt immer Modell. Doch er feuert die Debatten an, wird verteidigt oder verspottet, und er wird sogar bei einer Parade durch die Stadt getragen.

Wieder ein Paradox: ein Hauptwerk, das vor allem aus einer Idee besteht. Aber welche große Idee. In Tatlins Werk, so eng mit seiner Zeit verquickt, lebt zugleich immer mehr als diese Zeit. Sein Turm, das ist der Turm zu Babel, das sind alle Himmelsstürmereien der Geschichte. Tatlin träumt größer: Das macht sein Werk groß. Sein „Letatlin“ hat natürlich auch nie von der Erde abgehoben. Aber der Traum des Dädalus steckt darin, „dem Menschen das Gefühl des Fliegens zurückzugeben“. □

* Jürgen Harten (Hrsg.): „Vladimir Tatlin. Leben, Werk, Wirkung“. DuMont Buchverlag, Köln; 528 Seiten; 88 Mark.

„Zurück nach Uskow“

SPIEGEL-Redakteur Rolf Rietzler über eine Janosch-Reise nach Polen



Janosch vor den Studios von Katowice TV: „Oh, wie schön ist Panama“

Der Mann, den jedes Kind kennt, steht am Ufer der Oder, wiegt seine Einszweiundneunzig in der leichten Sommerbrise, schaut nach Osten und kratzt sich über dem Ohr. Janosch, wie er sich nennt, berührt in der ganzen Welt, besucht sein „Heimwehland“ Polen, von dem er so oft gesprochen und geschrieben hat. Er ist auf dem Weg in seine alte Heimat Oberschlesien.

Zunächst muß er aber wieder zurück, ein Stück wenigstens. Der deutsche Troß, zu dem auch sein Verleger Andreas Meyer (Merlin-Verlag) gehört, hat sich in der Nähe von Wroclaw, dem früheren Breslau, verfahren: keine Brücke weit und breit.

Schon morgens an der Grenze bei Görlitz hatten sich Gäste und Gastgeber

verfehlt – ein Auftakt nach Maß für eine deutsch-polnische Begegnung der besonderen Art. Aber abends kommt Janosch, der heute vorwiegend auf Tenebriffa lebt, doch noch dort an, wo er aufgewachsen und vor nahezu 50 Jahren weggegangen ist – mitten im oberschlesischen Industrieviertel.

Dort empfängt ihn „Katowice TV“, das seit Juni einen „Klub Janosch“ im Programm hat, mit zwei Janosch-Kinderbuch-Helden, dem „kleinen Bären“ und dem „kleinen Tiger“ – gemimt von ausgewachsenen Schauspielern in schweren Fellkostümen. „Oh, wie schön ist Panama“, rufen die beiden im Bilderbuch, als sie nach einer langen Reise wieder dort landen, wo sie herkamen.

Gleich nebenan, in Zabrze (damals Hindenburg), ist Janosch 1931 als Horst Eckert geboren. Hier hat der Künstler, dessen 190 Bilderbücher, in 47 Sprachen übersetzt, zur Kindheit von Millionen Menschen gehören, seine eigene Kindheit verbracht. Und hier ist auch der Schauplatz seines fulminanten autobiographischen Romans „Cholonek oder Der liebe Gott aus Lehm“, der 1970 in der Bundesrepublik und fünf Jahre später in Polen erschien.

In Deutschland wurde diese Realsatire aus dem deutsch-polnischen Milieu im oberschlesischen Kohlenpott der dreißiger und vierziger Jahre als literarisches Kleinod gefeiert. In Polen fühlten sich dagegen viele gekränkt. Zu deftig war ihnen die Schilderung der Bergarbeiter und kleinen Leute ausgefallen:

„Trip in die Kindheit“

nannte Janosch, 62, Schriftsteller, Zeichner und Deutschlands bekanntester Kinderbuch-Autor, seine Reise Ende August ins polnische Oberschlesien, wo er zum erstenmal nach fast 50 Jahren wieder das Haus sah, in dem er als Horst Eckert geboren wurde. Von seiner Heimatstadt Zabrze, dem früheren Hindenburg, eingeladen, stieß er bei seiner Spurensuche auch auf Reste jenes dumpfen Katholizismus, der ihn damals fürs Leben traumatisch prägte.